

Christine WALDE, Lucans Epos vom Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompeius. Eine poetische Anatomie menschlicher Destruktivität. Studies in Ancient Civil War 3. Berlin/Boston: De Gruyter 2025, 567 S., EUR 109,95. ISBN: 978-3-11-154408-3

Christine Walde gliedert ihre umfangreiche Studie zu Lucans *Bellum Civile* in insgesamt 16 Kapitel unterschiedlichen Umfangs: Sie beginnt mit der Formulierung einer „Zielsetzung“, in der sie betont, die „verschiedensten Facetten der Erzählkunst Lucans“ beleuchten (3) und sich „vor allem den mit Lucan noch nicht so vertrauten LeserInnen“ zuwenden zu wollen (4). Im nächsten Kapitel begründet die Autorin ihr persönliches Interesse an dem römischen Dichter, indem sie zum einen das Thema der Vergangenheitsbewältigung als wichtiges Element ihrer Familiengeschichte benennt (8–9) und zum anderen zu einem verbalen Rundumschlag gegen die aus ihrer Sicht völlig verfehlte Lucan-Forschung ausholt, in dessen Verlauf sie ihren Gegnern etwa „ein[en] faule[n] konservativistische[n] Gestus oder – was sich nicht ausschließt – eine traumatische Reaktion auf den unaufhaltsamen Wandel der Zeiten“ unterstellt (13).

Im folgenden Kapitel beschwört Walde zunächst die Faszination des in Lucans Epos verhandelten historischen Sujets (16–18), skizziert dann die Biographie des Dichters – allerdings vorwiegend, um die Quellenlage als besonders prekär zu kennzeichnen und etwa die Beziehungen des Dichters zu den literarisch tätigen Zeitgenossen betont zu marginalisieren – (18–24) und bietet in der Folge eine ausführliche und durchaus lesenswerte Inhaltsangabe des *Bellum Civile* (24–45); offensichtlich geht es ihr also nicht nur um weniger mit Lucan vertraute Leser, sondern auch um solche, die das Epos gar nicht erst gelesen haben. Dann wendet Walde sich der Einordnung des lucanischen *Bellum Civile* in den Kontext der literarischen Darstellung des Krieges zu, wobei sie auf die Aktualität des Themas verweist (46–47), die antike Epik und Historiographie als Referenzen benennt (50–53), die Tradition des Sujets bis in die Gegenwart fortführt (53–58) und in einem abschließenden Vergleich mit anderen Medien feststellt, dass gerade „die literarische Simulation sowohl Raum zur Involvierung als auch zum distanzierten Nachdenken“ biete (60).

Waldes Deutungsansatz geht von einer Bestimmung des Epos als Teil der Verarbeitung eines Traumas aus; dazu definiert sie zunächst vor dem Hintergrund der modernen Psychoanalyse die Spezifik einer im Bürgerkrieg erworbenen Posttraumatischen Belastungsstörung (64–68), wendet sich dann der Wahrnehmung der römischen Bürgerkriege durch die Betroffenen zu (68–70) und formu-

liert außerdem die spezifischen Probleme, die eine Beendigung derartiger Konflikte erschweren (70–74). Zum Abschluss dieses Kapitels kritisiert Walde die Unterschätzung Lucans durch eine nur am historischen Quellenwert des Epos interessierte Forschung (76) und erklärt den im Begriff der „Nachträglichkeit“ gefassten Abstand des Autors zu dem von ihm behandelten historischen Geschehen zu einer der wesentlichen Stärken des Textes (77–78).

Im nächsten Kapitel wird zunächst die Verarbeitung der römischen Bürgerkriege in Inszenierungen und Abbildungen im öffentlichen Raum (79–83) sowie in den Werken der Goldenen Latinität nachgezeichnet (85–88), bevor Walde sich der literarischen Darstellung des konkreten Sujets, also des Bürgerkriegs zwischen Caesar und Pompeius zuwendet. Hier betont Walde mit Nachdruck die Bedeutung des caesarischen *Bellum Civile* für Lucans Darstellung (90–94), verweist aber auch auf die negative Darstellung Caesars in Ciceros *De officiis* (98–99), erinnert an die Brechung der Erinnerung an diesen römischen Bürgerkrieg durch die beiden bis Actium noch folgenden Bürgerkriege (100–102), benennt die Anpassungen des *mos maiorum* an die Realität der innerstaatlichen Konflikte seit Marius und Sulla als „Transvaluationen“ (102–103) und analysiert dann am Beispiel von Sallusts Catilina-Monographie (104–105) und der Atticus-Vita des Cornelius Nepos (108–111) den analytischen Rückblick des Historikers auf die untergehende Republik, bevor mit Horaz, Vergil und den Elegikern um Ovid noch einmal die Augusteer in den Mittelpunkt des Interesses rücken (111–120).

Auf diese Ausführungen folgt die Nachzeichnung der caesarkritischen Tendenzen in der römischen Geschichtsschreibung am Beispiel von Titus Labienus und Livius (122–124), Tacitus (124–130) sowie Velleius Paterculus (134), bevor Walde sich abschließend den *Controversien* des älteren Seneca zuwendet (142–149) und aus dieser Zusammenschau einen plastischen Eindruck von den Ausgangspunkten des lucanischen Schreibens über den Bürgerkrieg vermittelt (149–151). Es handelt sich bei diesem Kapitel vielleicht um den wichtigsten und lesenswertesten Teil von Waldes Studie: Wenn auch die von ihr hergestellten Zusammenhänge bei Weitem nicht alles miteinbeziehen (können), was für das Verständnis von Lucans Epos relevant und hilfreich ist, so umreißt sie doch eine konzise und eng auf das Sujet abgestimmte Schnittmenge der kulturellen Diskurse, in die sich das *Bellum Civile* einschreibt, obgleich die literarisch tätigen Zeitgenossen Lucans erneut auffällig ausgeblendet werden.

Konsequenterweise wendet sich das nächste Kapitel vom Sujet ab und der Gattungstradition zu; als Kennzeichen derselben bestimmt Walde vor dem Hintergrund des annalistischen Grundprinzips etwa bei Ennius die „Unabgeschlossenheit“; außerdem weist sie auf die *fabula praetextata* als weitere wichtige Form

der Poetisierung von geschichtlichen Sujets hin (152–153). Mit einer Skizze der Gattungsgeschichte dieser von der Überlieferung bekanntlich nicht begünstigten Gattung steigt Walde denn auch in das Kapitel ein (154–158), bevor sie zu Naevius und Ennius übergeht (160), die aber recht kurz abgehandelt werden, da Walde einen wichtigeren Vorläufer für Lucan in Cicero sieht. Die Betrachtung von dessen dichterischer Produktion (*De consulatu suo*, *De temporibus*, *Marius*, *De expeditione Britannica*) bzw. der spärlichen Fragmente und Testimonien dieser epischen Texte aus der Feder des großen Redners führt Walde schließlich zu dem in seiner Tragweite freilich etwas vage bleibenden Hinweis, „dass viele historische Protagonisten Lucans schon in den verschiedenen Textarten Ciceros – den Epen, Briefen, Reden, philosophischen Werken – literarisch-fiktional überformt in Erscheinung getreten waren und dass Cicero mit seiner Auto-Epik das historische Epos in neue Dimensionen geführt hat“ (173–174). Als weitere wichtige Vorbilder nennt Walde die *Aeneis* und Prop. 3,3, die „neue Wege einer hellenistisch-römischen Epik“ beschritten und damit auch dem lucanischen Epos neue Darstellungsform erschlossen hätten (176).

Die folgende Verortung Lucans in dieser Tradition zielt in erster Linie auf die Frage nach der Zentralfigur und damit der Intention seines Epos ab – und hier verlässt Walde denn auch langsam, aber sicher den verlässlichen Grund der wissenschaftlichen Argumentation und bietet in der Folge immer häufiger ein teils unverbundenes Nebeneinander von pauschalisierender Polemik und willkürlich erscheinenden, weil zumindest kontraintuitiven und dennoch leider meist nicht schlüssig begründeten Hypthesen: Wenn sie Lucan „trotz zuweilen oberflächlich pro-pompeianischer Haltung“ eine bewusst so konzipierte, „fortwährend sich selbst widersprechende Darstellung“ attestiert (182), wird man ihr in dieser Verteidigung eines gewiss komplexen Textes gegen den Vorwurf künstlerischen Versagens durchaus noch bereitwillig folgen dürfen; ihr Versuch, gegen die eben noch selbst postulierte Deutungsvielfalt festzuschreiben, dass es Lucan unbestreitbar ein Anliegen gewesen sei, „Caesar eine Vorzugsrolle zuzuteilen“ (183), konterkariert jedoch nicht nur ihr eigenes Postulat, sondern erweckt beim Leser auch den beunruhigenden Eindruck, als gehe es in der Folge nicht um die Sache, sondern um eine möglichst effekthascherische Selbstpositionierung gegen die *communis opinio*, deren „oberflächliche“ Lektüre dem Epos in den beinahe zwanzig Jahrhunderten vor Walde natürlich nicht habe gerecht werden können.

Entsprechend kreisen die weiteren Ausführungen insbesondere um die Bewertung der drei zentralen Figuren Caesar, Pompeius und Cato; die vorgebliche Bevorzugung des ersteren durch Lucan macht Walde dabei in erster Linie an einem banalen Faktum fest, an dem der Epiker nichts hätte ändern können,

ohne die vom historischen Sujet vorgegebenen Grenzen zu überschreiten: „Er überlebt am längsten und ist dementsprechend noch am ehesten mit seinem direkten Vorfahren Aeneas vergleichbar“ (186). Um die Relevanz der beständigen, eindeutig gegen Caesar gerichteten und dessen Gegner Pompeius und Cato mit unverkennbarer Sympathie betrachtenden Erzählerkommentare zu bestreiten, müsste Walde folglich plausibel machen, dass es sich bei dem epischen Erzähler um einen unzuverlässigen Erzähler handelt, und tatsächlich müht Walde sich in der Folge halbherzig um eine Differenzierung zwischen dem epischen Erzähler und einer Stimme des historischen Autors Lucan, ohne dass diese Überlegungen allerdings zu belastbaren Ergebnissen führen oder in irgendeiner Form weiter verfolgt würden (187–191).

Stattdessen setzt Walde auf die Intertextualität als Begründung; und wenn auch der Verweis auf die Anklänge des Proöms an die *Aeneis* und Ovids *Metamorphosen* (193–197) den Blick tatsächlich in auffälliger Weise auf den von Lucan geschilderten Besuch Caesars in Troja lenkt, so ist den dort an den Julier gerichteten Versen (Luc. 9, 980–986) doch kaum die Entwertung aller anderen Erzählerkommentare zu entnehmen, die Walde hier sehen will, zumal diese vermeintliche Einsicht durch den Verzicht auf jede argumentative Stringenz erkauft werden muss:

In dieser Passage fällt Lucan – die sich meist verdeckt haltende Repräsentanz des historischen Autors im Text – temporär aus der Rolle des epischen Erzählers. Für diesen oft unvermittelt auftretenden Wechsel der Erzählerstimmen und -strategien lässt sich (und muss sich) – und das ist zentral – kein kohärentes Muster finden (198).

Diese offene Abkehr von jeder in der Einleitung von der Autorin selbst aggressiv eingeforderten argumentativen Nachvollziehbarkeit (vgl. 12–13) wird in der folgenden Fußnote durch den wenig konstruktiven Verweis auf (vermeintlich) noch schlimmere Vergehen anderer Interpreten bestenfalls relativiert, aber keinesfalls entschuldigt:

Mir ist bewusst, dass man mir vorwerfen kann, dass ich mir mit solchen Aussagen selbst den Teppich unter den Füßen wegziehe. Aber die dichte Beschreibung von Erzählstrategien ist etwas anderes als die virtuelle Ergänzung weiterer Bücher des *Bellum Civile* auf der Grundlage des livianischen Geschichtswerks für nötig und realistisch zu erklären (198 Anm. 11).

Obgleich Walde dem intertextuellen Geflecht abschließend durchaus noch einige bemerkenswerte Einsichten abringen kann (199–201), sind ihre beiden eng miteinander verbundenen Grundthesen – der Ausschluss des Livius als Quelle

für Lucans Epos sowie die Festschreibung der Figurenbewertung auf die Stereotypen des Übermenschen Caesar (vgl. 16), des völlig unfähigen Pompeius und des ebenso rücksichts- wie planlos vorgehenden Cato – durch dieses Eingeständnis gründlicher desavouiert, als dies jeder ihrer immer wieder mit wenig sachlichen *argumentis ad hominem* bedachten Gegner jemals hätte tun können – vgl. zu diesen Diffamierungsstrategien Waldes neben den weiter oben und weiter unten angeführten Zitaten (13 bzw. 333 Anm. 24) etwa auch den Vorwurf, die „pro-catonische[] Fraktion“ führe „unappetitliche[]“ Denkmuster aus dem „Faschismus/Nationalsozialismus“ fort (331 mit Anm. 22).

Es entbehrt denn auch nicht einer gewissen Ironie, wenn Walde zum einen die Strategie des lucanischen Erzählers als *oratio figurata*, das allzu vehemente Eintreten für das Gegenteil der eigenen Ansicht, zu bestimmen sucht (202–203) und zum anderen als Beleg dafür, dass Lucan einen epischen Erzähler vorführen wolle, dem es nicht gelinge, „die Welt zu ordnen und gleichsam zu einer einzigen Stimme zu finden“ (204) ausgerechnet die berühmtesten Verse des Epos anführt: *quis iustius induit arma / scire nefas: magno se iudice quisque tuetur: / victrix causa deis placuit, sed victa Catoni* (Luc. 1,126–128): Indem sie dem Erzähler selbst (zu Recht) zugesteht, hier ein veritables „Bonmot“ kreiert zu haben (204), zeigt sie ja gerade, wie pointiert dieser komplexe Sachverhalte darzustellen vermag. Und wenn Walde sich auf die *oratio figurata* beruft, um mit deren Hilfe die minutiöse Entlarvung eines unzuverlässigen Erzählers durch subjektive Geschmacksurteile wie den „allzu emphatischen Lobpreis von Cato und Pompeius“ (203) zu ersetzen, erweist sich auch der italienische Begriff für die *oratio figurata*, den Walde ebenfalls zitiert (202), als unfreiwillig aufschlussreich: Sollte Waldes gesamtes Buch, ihr ebenso aggressives wie unbegründetes Beharren auf einer relativ unplausiblen Deutung lediglich ein besonders eindrucksvolles Beispiel für die sogenannte *sentenza suicida* darstellen und eigentlich der Verfestigung der allzu aggressiv geschmähten *communis opinio* dienen?

In jedem Falle sind die weiteren intertextuellen Bezüge zu Catull. 64 (211–213), der Schildbeschreibung der *Aeneis* (213–215) und Ovids Exildichtung (216–217) außerordentlich assoziativ und dasselbe trifft in noch stärkerem Maße auf den folgenden Versuch zu, in Lucans Beschreibungen von Flüssen und Gewässern „die naturwüchsige Zwangsläufigkeit der Gewalteskalation“ (218) gespiegelt zu sehen (218–227). Das folgende Kapitel analysiert die Massenflucht aus Rom nach Caesars Überschreitung des Rubikon vor dem Hintergrund der Diegese von Ciceros und Varros dialogischen Werken und der Einschreibung Lucans in die literarische Repräsentation der für das römische Epos zentralen Allegorie der Fama (228–242); die folgenden Ausführungen zu den Klagen der Ariminer (250–251) sowie der Stadtrömer (251–262) führen dann aber wieder zu dem für

Walde Studie typischen Kurzschluss: Weil Caesar in Rom nicht wie ein zweiter Sulla wütet und die Furcht der Menschen folglich unbegründet gewesen ist, sind auch sämtliche (oder zumindest die Walde Deutung widersprechenden) Aussagen des Erzählers auf den Prüfstand zu stellen (260–261); dass dieser anders als die geschilderten Figuren aus der Rückschau berichtet, blendet Walde dabei einfach aus.

In den folgenden Fallstudien zu einzelnen Nebenfiguren erfährt der Leser denn auch zunächst und zuvörderst, wodurch sich Cato den unversöhnlichen Hass Walde zugezogen hat: „Der konservativistische Cato“ hat seiner Ehefrau Marcia den Wunsch, ihn in den Krieg zu begleiten, abgeschlagen, obgleich diese in ihrem Wunsch endlich „eine Möglichkeit, überkommene Frauenrollen abzulegen“, gefunden habe (273); die folgenden Ausführungen zu der ihrem Gatten im Traum erscheinenden Iulia (274–278) und dem von Erichtho aus dem Reich der Toten geholten Soldaten (278–291) gelangen dann über sehr pauschale Assoziationen zum Gegensatz von „Gedenken und Vergessen“ (291) letztlich nicht hinaus. Cato dagegen widmet Walde in der Folge ein ganzes Kapitel, das zunächst mit einer Erweiterung der Beschimpfung aller Vertreter der *communis opinio*, von Walde zugespitzt als „die Verherrlichung des Stoikers Cato“ bezeichnet, beginnt und gegen einzelne Vertreter dieser Auffassung Vorwürfe wie den folgenden formuliert:

Narducci sieht jede Interpretation, die zu einem anderen Ergebnis kommt, nicht nur als unwissenschaftlich an, sondern wertet diese sogar als Indiz einer moralischen Verderbtheit der Interpreten. Mit solch einer Argumentation ist das Ende jeder Wissenschaft – nicht nur der Klassischen Philologie – markiert (294).

Zweifelsohne hat Walde mit der letzteren Feststellung recht; bedauerlicherweise jedoch diffamiert sie selbst ihre Gegner mit nicht weniger fragwürdigen Methoden wie sarkastischen Fragen (296), ‚argumentiert‘ mit pauschalen Werturteilen, wenn sie von Catos „konfusen Sinnstiftungsangeboten“ oder seinem „Wahnsystem“ spricht (303), den von Seneca als (positives!) *exemplum* aufgefassten Wüstenmarsch bewusst einseitig bewertet, indem sie davon spricht, dass hier „ein Feldherr seine Befehlsgewalt schamlos missbrauch[e]“ (314) und man sich nicht „gegen die berechtigten Beschwerden der Soldaten positionieren“ dürfe, weil man sich damit „auf die Seite eines Schleifers“ stelle (317). Spätestens wenn Walde die Frage aufwirft, „wieso man bereit ist, so schnell den Sadismus eines Fundamentalisten gutzuheißen“ (333) und folgende Fußnote anfügt: „Wenn eine psychologische Erklärung nicht die Grenzen einer Literaturinterpretation überschritte, könnte man vermuten, dass in der Verhimmelung Catos unbewusst eigene Gewalt- und Machtphantasien legitimiert werden“

(333 Anm. 24), hat sie genau das, was sie ihren Gegnern vorwirft, selbst getan – und das nicht einmal besonders subtil.

In ihrer Analyse des fünften Buches unternimmt Walde nun für die Abwertung der Pompeiusfigur dieselben fruchtlosen Anstrengungen, mit denen sie bereits Cato zu Leibe gerückt ist: Dass der Erzähler es wagt, den Exilsenat anzuerkennen, quittiert sie mit sarkastischen Bemerkungen über dessen angeblich „wirre[s] Framing“ (341), um ihrer Forderung, „sich der aggressiven Ambiguität des *Bellum Civile* zu stellen und sie in Beziehung zu den teilweise autoritären Interpretationsanweisungen des Erzählers zu setzen“ (347–348), Nachdruck zu verleihen. Unter den vielen Versuchen, die Legitimität des Exilsenats in Epirus zu unterminieren, findet sich jedoch lediglich ein einziges plausibles Argument, das einer näheren Betrachtung unterzogen werden sollte: Der Verweis des Lentulus auf die Verlegung des Senats nach Veii zur Zeit des Camillus widerspricht der Darstellung der Episode bei Livius (Liv. 5, 51–54) tatsächlich eklatant; die Schwächen der Argumentation des Lentulus, auf die Walde im Anschluss an die Ausführungen von Daniel Groß zu Recht hinweist, sind nicht zu übersehen (356–358).

Auch Waldes Kritik an der hergebrachten Deutung der Episode von der Befragung des delphischen Orakels durch Appius ist nicht unberechtigt, zumal ihre Analyse des Verhältnisses zwischen dem Handlungsstrang um Appius und der Haupthandlung durchaus aufschlussreiche Einsichten in die Funktionsweise des historischen Epos andeutet, ohne diese allerdings in wünschenswerter Weise präzise zu formulieren (374–375); und bei ihrer Interpretation der Reaktion Caesars auf die Meuterei seiner Soldaten formuliert Walde ebenfalls eine erstaunliche Einsicht:

Denn wer würde Caesars Rede nicht als verächtlich einschätzen und sich nicht empören, als er die Hinrichtung der Rädelsführer vorschlägt? Doch mit solchen auch aus meiner eigenen Leseerfahrung nur zu vertrauten Reaktionen ist der Textabschnitt mit seinen dissonanten Deutungsangeboten noch lange nicht interpretiert. Auch dürfte Lucans zeitgenössisches Publikum ihn anders wahrgenommen haben als wir heute. Darum sollte man die wissenschaftliche Beschäftigung mit einem Text aus einer bei allem Verständnisbemühen uns doch fremden Kultur, die im Guten wie im Schlechten Teil unserer Vorgeschichte ist, von heute erreichten humanitären Standards zumindest offener voneinander trennen (389).

Erschreckend ist in diesem Kontext nicht die Banalität von Waldes Ausführungen, sondern die Tatsache, dass sie offenbar tatsächlich nicht bemerkt, dass ihre – völlig berechtigten – Einwände gegen eine vorschnelle Verurteilung Caesars

aus einer unreflektierten modernen Perspektive heraus automatisch und in allererster Linie ihre eigene Verurteilung des „Schleifers“ Cato anprangern; selten konnte das allseits bekannte biblische Gleichnis vom Splitter im fremden und dem Balken im eigenen Auge so treffend angewendet werden wie auf Christine Walde Selbstverständnis als Wissenschaftlerin.

Dass Walde mit ihrer Argumentation nicht nur sich selbst, sondern auch Lucan einen Bärendienst erweist, zeigt sich dann an den Schlussfolgerungen, die sie aus ihrer Aufwertung Caesars bei gleichzeitiger Abwertung von Pompeius und Cato zieht, denn nach ihr „zeigt das *Bellum Civile* die Unvermeidlichkeit einer Dynamik, in der Caesar seine Pläne fast mühelos durchsetzt, weil dafür die Zeit reif ist. Die vorliegende Episode, die letztlich Caesars Einklang mit dem göttlichen Willen vorführt, ist ein weiterer Schritt in Richtung Alleinherrschaft – gleichgültig, ob man das persönlich für gut befindet“ (394). Für eine solche Argumentation aus der historischen Faktizität heraus werden die Erzählerkommentare des *Bellum Civile*, die immer wieder auf alternative Entwicklungsmöglichkeiten verweisen und so dem Leser bewusst halten, dass Geschichte eben kein vom Schicksal vorherbestimmtes Ursache-Wirkung-Schema darstellt, sondern von individuellen Entscheidungen und Zufällen abhängt, natürlich zum Ärgernis, das deshalb weginterpretiert werden muss – danach aber ist Lucans Epos nicht nur nicht mehr dasselbe dichterische Werk: Man kann mit einem gewissen Recht fragen, ob es sich bei dem derart verstümmelten Text überhaupt noch um ein relevantes Werk der (lateinischen) Literaturgeschichte handelt.

Man braucht nicht viel Phantasie, um sich auszumalen, was Walde aus der Seesturmepisode machen wird, an deren Ende Caesar unverrichteter Dinge wieder an seinen Ausgangspunkt zurückkehren muss, was die Interpretin freilich nicht davon abhält zu konstatieren, dass „in der vorliegenden Szene sogar die Stürme das übliche Unterwerfungsverhalten gegenüber Caesar zu zeigen scheinen und er schon als der gottgewollte Herrscher selbst über die Natur erscheint“ (420); ihr Verdikt über Pompeius dagegen überrascht einigermaßen: „Sein *amor coniugalis* interferiert in seine militärischen Entscheidungen *et vice versa*“ (443). Es ist durchaus plausibel, dass Lucan in seiner Pompeiusfigur vorführen wollte, dass man nicht gleichzeitig ein liebender Ehemann und ein erfolgreicher Feldherr in einem Bürgerkrieg sein kann – doch ob diese Feststellung tatsächlich nur als Verurteilung des schwachen, verantwortungslosen Feldherrn interpretiert werden kann, wie Walde dies tut, scheint doch sehr fraglich.

Anders als in der Seesturmepisode erkennt Walde in der Abholzung des Hains von Massilia durchaus Spuren einer Art Hybris Caesars, wenn sie – allerdings

ohne ihre einseitige Deutung der Caesarfigur deshalb entscheidend zu relativieren oder zu differenzieren – in diesem Falle durchaus zugestehet, dass die Abholung des Hains Caesar seinem Ziel nicht näher bringt und eine Beurteilung von Caesars Vorgehen als Frevel prinzipiell dem Sieg über die Massilioten zum Trotz denkbar bleibt („Man könnte den Hainfrevel sogar als einen der Gründe für Caesars spätere Ermordung auffassen“, 471). Das vom Erzähler beklagte Ausbleiben der Bestattung der Toten von Pharsalus dagegen versucht Walde wieder durch fragwürdige Parallelen zu relativieren (476–481), ihre Überlegungen zur Rolle der Fortuna in Lucans Epos, die sie schließlich als Kronzeugen für ihre These einer massiven Orientierung des lucanischen am caesarischen *Bellum Civile* wertet (491), machen den neronischen Dichter zum Erfüllungsgehilfen der in den *Commentarii* angelegten Propaganda, die sich in Waldes Mund zu einer Panegyrik auswächst, die alles in den Schatten stellt, was die Lucan-Forschung jemals zu Catos Gunsten ins Feld geführt hat: „Caesar ist in Lucans *Bellum Civile* eine Instanz, die nach Modus der Götter operiert. Dabei sind ihm Schnelligkeit, Härte, ja Destruktivität zu eigen“ (496). Mit ihrer Argumentation für die Vollständigkeit des überlieferten Epos schlägt Walde aus ihrer Sicht dann zwei Fliegen mit einer Klappe: Die *communis opinio* eines geplanten Abschlusses mit Catos Selbstmord (der diese Figur natürlich enorm aufwerten würde), wird so ausgeschlossen und der vermeintliche „cliffhanger“ (509) zu einem weiteren Beleg für die Orientierung an Caesars *Bellum Civile* umgedeutet (519).

Ein Fazit zur vorliegenden Untersuchung des lucanischen Epos fällt daher schwer: Die vielen unbewiesenen und zum Teil wohl auch unbeweisbaren, weil schlicht falschen Vorannahmen Waldes behindern ihre Studie auf Schritt und Tritt; ihr Vorhaben einer radikalen Aufwertung der Figur Caesars und einer noch radikaleren Abwertungen der beiden Figuren des Pompeius und des Cato ist in erster Linie deshalb zum Scheitern verurteilt, weil sie gar nicht erst den Versuch unternimmt, den epischen Erzähler als unzuverlässig zu erweisen, und stattdessen stets mit dessen angeblicher Überforderung argumentiert („Obwohl der Erzähler das sirenenhafte Charisma und die fast unbegrenzte Durchsetzungsfähigkeit Caesars erkennt, ist er dieser Ausnahmegestalt nicht gewachsen“, 384), ohne diese allerdings am Text nachweisen zu können. Auf diese Art und Weise jedoch macht Walde es ihren Gegnern allzu leicht und verkennt insbesondere ein wesentliches Anliegen Lucans: Dessen schwierige Mission, den Besiegten ihre Würde zurückzugeben, erscheint angesichts von Lesern wie Walde, die offenbar lediglich dem faktischen Erfolg huldigen können, nahezu aussichtslos – und dennoch ist es vielleicht gerade die Stärke dieses ungewöhnlichen Epos, dass es auch eine solche Rezeption provozieren und in die Diskussion einführen kann, um jene Vielstimmigkeit zu erzeugen, deren ostentative

Einforderung Walde bedauerlicherweise lediglich als Feigenblatt für eine Interpretation missbraucht, die eine wirkliche Auseinandersetzung mit konkurrierenden Forschungsansätzen zu häufig durch unsachliche Polemik ersetzt. Als eine Stimme unter vielen darf selbstverständlich auch Waldes Studie ihren Platz in der wissenschaftlichen Diskussion beanspruchen; als Versuch, diese Vielfalt zugunsten einer Absolutsetzung der eigenen Willkür auszuschalten, ist das Buch jedoch nicht unproblematisch, weshalb gerade die aufgrund ihrer mangelnden Erfahrung noch etwas leichter manipulierbaren (etwa studentischen) Leser – eben die von Walde eingangs gezielt angesprochenen „mit Lucan noch nicht so vertrauten LeserInnen“ – hiermit nachdrücklich zu einer äußerst kritischen Lektüre ermahnt seien.

Heiko Ullrich
Am Ladenberg 18
76703 Kraichtal
E-Mail: heiko.f.ullrich@web.de